



KATE
FENTON

Ein
Sommernachts-
verwirrspiel

Weltbild

Was passiert, wenn man sich im roten Abendkleid an seinem 30. Geburtstag nachts in Oxford auf eine Brücke stellt – schweren Herzens und leicht beschwipst –, um das Ende seiner Jugend, das Ende seiner Affäre und das Ende seiner erträumten Theater-Karriere zu >feiern<? Man kann sein blaues Wunder erleben, hineingeraten in ein Sommernachtsverwirrspiel und sehr, sehr glücklich werden!

Kate Fenton

Ein Sommernachtsverwirrspiel

Roman

Aus dem Englischen von Christa Schuenke

Weltbild

Die Autorin

Kate Fenton ist eine britische Autorin. Sie wuchs in Cheshire auf und studierte Philosophie, Politik und Wirtschaftswissenschaft in Oxford. Als Produzentin für Reportagen und Dokumentationen war sie einige Zeit für BBC Radio tätig. Heute lebt sie mit ihrem Mann, Ed Selby, in den North York Moors bei Whitby. Als Autorin schreibt sie sowohl für den Hörfunk als auch eigene Romane.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Dancing to the Pipers.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2020 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1993 by Kate Fenton

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1994 by Gustav Lübke Verlag GmbH, Bergisch Gladbach

Übersetzung: Christa Schuenke

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-374-7

Meiner Mutter in Liebe und Bewunderung und mit besonders herzlichem Dank an Jenny
Dereham und Richenda Todd

Prolog

Ich bin starr vor Entsetzen, weil das Saallicht ausgeht. Auch wenn ich nur eine ganz kleine Zuschauerin bin. Keinen Text verpatzen, kein Stichwort verpennen kann. Mir wird ganz flau. Übersteigertes Verantwortungsgefühl, das ist mein Problem. Wie Henry (undankbares Schwein) so gern zu bemerken pflegt.

Um mich herum ein sagenhaft parfümierter, raschelnder, plappernder Dschungel aus Seide und Chiffon. Ich dagegen bin still wie eine Flugpassagierin, die weiß, Armlehnen umklammern ist alles – eine Sekunde nicht bei der Sache, und das Flugzeug stürzt vom Himmel.

Gott, mir fällt nicht mal die erste Zeile von dem Stück ein ... Wann hab ich Was ihr wollt zuletzt gelesen? Vermutlich als picklige Göre mit einem heißen Paperback unter der zerfledderten Shakespeare-Schulausgabe.

Aber diese Inszenierung, dieses ganze Festival – dieser pompös zur Schau gestellte Kulturkonsum – dafür bin ich nicht verantwortlich. Es ist nicht meine Schuld, dass die das Saallicht ausmachen und nichts, gar nichts passiert. Nicht mal zittern tut der Lappen.

Mächtig gewaltiger Lappen. Schon was anderes als der abgewetzte, löchrige rote Vorhang, der früher hier hing. Jetzt haben wir schimmernden blauen Samt – kilometerweise. Weiß der Henker, was solche Verschwendung kostet.

Ertappt! Henry beklagt sich auch immer, was für eine fürchterliche Krämerseele ich bin. Statt dass ich ganz hin und weg bin von der Restaurierung (»Ein wiederentdecktes präraffaelitisches Juwel«, Daily Telegraph; »Köstlich verspielter Bau«, Sunday Times), überschlage ich, was der Zentimeter Blattgold gekostet haben mag oder ein einziges Gehänge an den glitzernden Lüstern in jeder puttenprangenden, portierenverhangenen Loge oder ein Meter von den dicken Teppichen – und bin sprachlos.

Ich weiß, was diese Sessel kosten. Zum Kaufen, meine ich, nicht bloß zum Drinsitzen. Vom Drinsitzen kann keine Rede sein, weil wenn man das verdammte Ding kauft, hat man nicht etwa das Recht gepachtet, auf ewig darin zu sitzen, sondern nur ein Stück blecherne Unsterblichkeit. Jeder Sessel ist eine Spende, trägt ein Schild mit dem Namen des edlen Spenders. Die Wohltätigkeitsvereine lassen sich was einfallen heutzutage. Die Messingschilder gehn weg wie warme Semmeln, hab ich gehört. So schnell, dass Nell meinte, man hätte sie noch teurer machen sollen. Ich fand sie teuer genug.

Trotzdem haben wir uns einen geleistet. Reihe A, Platz 3 hat eine Plakette zum Gedenken an Catherine Langham. Ob ich da sitze? Das soll wohl ein Witz sein. O nein, wir hocken ganz hinten im Parkett.

Hinter dem Vorhang quäkt eine piepsige Flöte los – Fehlstart –, mir wird der Mund trocken. Dann endlich, Gott sei Dank, fängt ein unsichtbares Instrumentalensemble an zu spielen. Die Musik ist schlicht, langsam und allertiefste Frührenaissance. Total schalmeiig und posaunig.

»Hört sich an, wie wenn 'ne Katze Junge kriegt«, brummelt der zusammengesackte Körper neben mir.

»Authentisch«, murmle ich, denn das Wort »authentisch« hatte sich durch Richards

Regiekonzept gezogen wie der Name Blackpool durch die berühmten Zuckerstangen.

»Das ist –«

Ein Dolch im Rücken macht meinem Exkurs in Sachen Kultur ein jähes Ende und ich konzentriere mich darauf, meinen Reißverschluss so zu arrangieren, dass ich einigermaßen bequem sitze, wenn endlich der Vorhang hochgeht. Aber dieser Fummel ist nicht zum bequemen Sitzen gedacht. Ich habe allmählich meine Zweifel, ob er überhaupt zum Atmen gedacht ist; allerdings, als ich ihn kaufte (sehn wir den Tatsachen ins Auge), war ich schlanker. Ein Woche Lebensmittelvergiftung mit einem Schuss heulendes Elend hatten mich zum körperlosen Gespenst abmagern lassen. Als ich damals an dem Abend zum ersten Mal den Reißverschluss hochzog, flirtete ich wie ein gerade geschlüpfter Schmetterling. Heute war ich eher die Larve, die sich verzweifelt wieder in den Kokon zwängen will – einen Kokon aus Eisen. Dieses Kleid hat mehr Knochen als ein EG-Huhn. Wunderwerk der modernen Technik, hat Joe vorhin gesagt und das freitragende Dekolleté bewundert. Typisch.

Und vor allem ist dieses schamlose Korsett mit Rock scharlachrot. Scharlachroter Satin immerhin. Mit kecken Paillettenstreuseln und massenhaft wippendem Tüll um die Beine. Ich sah es in einem Schaufenster in Oxford vor genau – fast auf den Tag – zwei Jahren. Sirengleich rief es nach mir. Wie hätte ich widerstehen können? Ich weiß noch, wie ich dachte, wenn das Schicksal mir schon die Rolle der ANDEREN (der Abgewiesenen) zgedacht hat, dann werde ich die Figur verdammt noch mal auch im entsprechenden Kostüm spielen.

So was hatte ich mir mein Lebtag noch nicht gekauft. Jedenfalls nicht neu. Abendgarderobe immer bloß von guten Freundinnen oder Secondhand. Obendrein war diese kleine Kreation sündhaft teuer und ich total pleite. Also hab ich mir, bevor die Kreditkarte ganz den Geist aufgab, gleich noch die passenden Stöckelschuhe mit Riemchen gekauft. Die sind längst hin – ich bin mir nicht mal sicher, ob sie die erste wilde Nacht überlebt haben –, aber diese Gala heute bot eine der seltenen Gelegenheiten in meinem kleidungsmäßig eher schlichten Leben, den Fummel auszuführen. Obwohl mir Böses schwante, denn damals vor zwei Jahren, bei dem Dinner, für das ich ihn mir gekauft hatte, war ich mir darin lächerlich, du lieber Gott, geradezu peinlich aufgetakelt vorgekommen.

Heute Abend hätte ich mir keine Sorgen zu machen brauchen. Pailletten? Du liebe Güte, dieser dunkle Zuschauerraum funkelt von Brillanten wie der Tropenhimmel bei Nacht. Und ich möchte wetten, dass sich in der Garderobe mehr Wuschelfelle drängeln als im Whipsnade-Zoo. Schön, wir haben Eröffnungsgala und ein normales Theater ist das hier auch nicht. Verblüfft Sie das? Sicher, es ist ein amüsanter Hobby für eine Bande von betuchten Mäzenen, aber im Grunde war es doch nie mehr als ein Spielzeug, und ...

Plötzlich bäumt sich der blaue Samt auf wie ein Pferd und donnert himmelwärts. Man sieht Musiker in Strumpfhosen und weiten Überwürfen auf einer ehrfurchterregend geschmackvollen Waldlichtung auf ihren Flöten dudeln. Die Zuschauer – die wissen, was sie zu tun haben – klatschen laut Beifall. Wahrscheinlich sind die so froh, mal einen Shakespeare zu sehen, bei dem die Bühne kein zugedachter Parkplatz ist, dass sie wirklich klatschen wollen. Da wird Henry sich aber gebauchpinselt fühlen. Und Richard

auch. Ich unterdrücke übelwollende Gedanken und freue mich für sie. Ich klatsche ebenso laut wie die anderen. Und Orsino, Herzog von Illyrien, der angeschlendert kommt und die Hand rotieren lässt, dass man unwillkürlich an Ihre Majestät, die Königin, denken muss, ist nicht als Mafiapate rausgeputzt. Keine dunkle Brille, nicht mal schwarzes Leder. Er ist angezogen wie, nun ja, wie ein Herzog.

Hübsche Beine. Und er kann seinen Text. »Wenn die Musik die Liebe nährt«, intoniert er und lässt seinen imposanten Bariton wirken (noch so jung und schon ein Shakespearianer in der großen alten Schauspieler-Prinzipal-Tradition), »spielt weiter ...«

Ich atme auf. Den Anfang hätten wir hinter uns.

Gebt mir davon bis zum Exzess! Dass übersättigt,
Die Gier erkrankte und dran sterbe ...

Ehrlich gesagt, ich für mein Teil bin nicht gerade gierig auf das Stück. Aber wenn denen da oben die bekannten Zitate in der richtigen Reihenfolge einfallen und sie nicht (wie Noël Coward sagt) gegen die Möbel rennen, wird dieses Publikum, das in einem seichten Champagnermeer dahintreibt, das Ganze einfach wundervoll finden. Und wie wahnsinnig schön, dass dieser verschlafene Winkel unserer Grafschaft so ETWAS hat.

... Die Stelle noch mal! Sie endet so ersterbend ...

Ich merke, wie ich zusammenzucke bei diesen Worten. Sogar heute Abend, als ich kam und über den Hof ging, habe ich mir vorgestellt – zum tausendsten Mal –, eine Leiche liegt zerschmettert auf dem Pflaster. Aber dass der Schauspieler (mit dem herrlichen Namen Desford Hurley) gerade eben jede einzelne Silbe tragisch in die Länge gezogen hat, das war wohl bloß Einbildung. Der würde noch aus dem Telefonbuch Nuancen rausquetschen, der Typ. Der spielt nicht. Der gibt seinen Orsino.

Ich rufe mich zur Ordnung.

... So voller Wahngelilde ist die Liebe,
Dass sie und nur sie ganz fantastisch ist.

Du sagst es, Herzog. Es ist Wahnwitz, Fantasterei – Tatsache, der reine Wahnsinn –, hier zu sitzen und daran zu denken, dass zwei Menschen eines unnatürlichen Todes sterben mussten, damit dieses Spielzeugtheater neu vergoldet und behängt werden konnte. Logisch nicht ganz korrekt, trotzdem ... wenn die beiden nicht das Zeitliche gesegnet hätten, säßen wir jetzt nicht hier. Natürlich redet keiner über diese unbehagliche Gleichung, aber schuldig fühlen wir uns wohl alle irgendwie, jeder auf seine Weise.

Na schön, alle außer Henry. Schuldgefühle, hat Henry letztens verkündet, sind die Mint-Soße der Seele. Süßsauerlich, von den Franzosen verabscheut und unwiderruflich mit sonntäglichen Mittagessen bei den Puritanern assoziiert. Henry hat Schuldgefühlen abgeschworen – genau wie Sex, Sonnenbaden und Zucker im Kaffee.

Jetzt kommt ein hübscher junger Mann auf die Bühne getänzelt. Herrgott noch mal,

Mint-Soße oder Mord, richtig oder falsch, ich weiß es einfach nicht. Ich weiß bloß, dass dieses Stück lange dauert. Wie jeder Shakespeare, erst recht ein Shakespeare mit einer Picknickpause von Glyndebournscher Länge.

Den anderen Zuschauern ist das egal. Für die hat die Geschichte gerade erst angefangen. Für mich ist das hier der Schluss. Angefangen hat es vor zwei Jahren. Ich wanderte durch die Straßen von Oxford und hatte just dieses Kleid an. Und diese fußbrecherischen Stöckelschuhe, deren Ende absehbar war. Dazu einen knöchellangen Regenmantel und in der Tasche eine kleine Flasche Whisky. Noch jungfräulich.

Es war eine Sommernacht, Sommernachtstraum, na gewiss doch, kurz vor halb zehn, und es war mein dreißigster Geburtstag.

»Wenn die Musik die Liebe nährt, spielt weiter ...«

oder

Ein Sommernachtstagtraum

1. Kapitel

Ohne besonderen Grund war ich bis zur Magdalen Bridge gegangen. Zog einsam hin, der Wolke gleich – einer schwarzen Gewitterwolke –, weil ich keine Lust hatte, wieder ins St Margaret's College zu gehen. Aber die Schuhe drückten wie verrückt und darum stand ich da und stützte mich auf das steinerne Brückengeländer, um meine schmerzenden Plattfüße zu entlasten. Und während die letzten Taglichtstreifen am Himmel dahinschwanden, schaute ich hinunter in den Cherwell. Missmutig.

Falls das oben Gesagte Sie an Weichzeichneraufnahmen von verträumten Türmen erinnert, von golden im Glanz der sinkenden Sonne schimmernden Collegemauern, von Stechkähnen, die gleich trägen Schwänen unter der Brücke treiben ... vergessen Sie's! An diesem Abend blies der reinste Taifun. Es war das typische Oxford-Sommerwetter, das die Erinnerung gnädig verklärt, sobald man der Stadt den Rücken kehrt. Dann denkt man nur noch an laue Nächte und Kahnpartien. Die anderen sechs Abende in der Woche dürften genauso feucht und regengrau gewesen sein wie dieser.

Sicher, Stechkähne waren jetzt auch da. Zur Nacht vertäut, schlingerten sie auf dem brodelnden Wasser und schlugen rastlos aneinander. Sogar die Enten hatten sich an Land geflüchtet. Unter den Brückenbögen wälzte sich grollend der Fluss. Wie motorisierte Wasserskier pflügten hinter mir Autos die High Street. Die Uhr vom Magdalen Tower schlug halb und der mit sturem Ingrimmsprasselnde Regen fiel zur Antwort noch dichter.

Mir war es gleich. Dieser vermaledeite Monsun war die perfekte Kulisse. In einer Nacht wie dieser sollte Becca Haydock das Ende ihrer Jugend feiern, das Ende einer Affäre und, wie es aussah, das Ende ihrer Karriere.

Ob das Herz mir schwer war? Darauf können Sie Gift nehmen.

Irgendwo in der Ferne wummerte ein Schlagzeug los. Die Revolte der Universitätswilden gegen die friedliebenden Eingeborenen schien also fortzudauern. Noch immer trommelte der Regen mit tropischer Wärme und Beharrlichkeit; ich kam mir vor wie bei Somerset Maugham und das Wummern verstärkte dieses Gefühl. Ach, jetzt eine große Veranda und einen noch größeren Pink Gin. Der Fluss war schlammsschwarz. Man konnte sich leicht vorstellen, dass unten Krokodile lauerten. Der Regen malte schimmernde braune Kreise auf die Wasseroberfläche.

»Sieht aus wie die Kringel in Nusschokolade«, sagte eine Männerstimme hinter mir. »Münn – müssen sich einfach vorstellen, Sie ersaufen in Schokolade. Verdammt guter Abgang.« Der Mann lallte ein bisschen und ich wusste, ohne mich zu einer Drehung des Kopfes zu bequemen, dass er betrunken war. Ich wäre auch gern betrunken gewesen, aber deswegen war ich noch lange nicht geneigt, mit wildfremden Trunkenbolden zu plaudern. Ich tat, als ob ich nichts gehört hätte. Vergebens. »Sie mögen doch Schokolade?«, insistierte er.

»Nein«, sagte ich schroff. Was geschwindelt war. Ich hatte sogar noch eine halb aufgegessene Tafel in der Manteltasche. Aber ich wollte meine Ruhe haben und mich ganz meinem Katzenjammer hingeben. Ich bin nicht depressiv veranlagt. Und ich gehöre nicht zu den Leuten, die ihre Depressionen zelebrieren. Und darum wollte ich mich wenigstens dieses eine Mal so richtig schön hängen lassen.

Aber der Mann knallte sich neben mir ans Geländer, sodass ich nicht umhinkonnte, ihn anzusehen. Er war untersetzt und schmuddlig und hatte einen klatschnassen Anorak und blaskarierte Hosen an, die feucht an seinen stämmigen Beinen klebten. »Schweizer Schokolade«, sagte er verträumt. »Oder belgische. Nicht diesen einheimischen Mist. Alles Gute im Leben kommt aus der Fremde.« Er grinste breit und ließ dabei seine weißen Zähne blitzen. »Wie ich.«

Er hatte tatsächlich einen fremden Akzent, aber nur für Oxford. Seine Aussprache war britisch und so kompromisslos fade wie ein labbriges Toastbrot Marke HOVIS. Yorkshire oder Lancashire vielleicht. Ich habe kein Ohr für Dialekte, übrigens nicht die einzige schauspielerische Begabung, die mir abgeht.

»Tja, die Franzosen«, fuhr er fort, »die nehmen Schokolade noch ernst, ist das bekannt?« Ich hatte nicht vor, ihn zu ermutigen, aber seine Frage war sowieso rein rhetorisch. »Bei denen wird man schneller Gehirnchirurg als Maître Chocolatier. Kann ewig dauern, bis man den Abschluss hat, ist schon manch einer drüber gestorben.«

»Wirklich?«, sagte ich und zuckte zusammen, weil ich merkte, dass ich haargenau den gleichen Tonfall hatte wie meine Mutter, wenn sie einen Vertreter an der Haustür abfertigt. Dafür, dass sie zahlendes Mitglied der Labour Party ist, kann Ma nämlich entsetzlich hochnäsig sein, wenn sie will.

»Die wissen halt Prioritäten zu setzen«, fuhr er scheinbar unbeeindruckt fort. »Die leben, um zu essen. Tatsache. Nicht umgekehrt. Schon mal gehört? Die Franzosen –«

»Ja«, blaffte ich. »Ich hörte davon.«

»Doch nicht etwa Vegetarierin, oder?«

»Nein.«

»Na immerhin etwas«, sagte er. »Zigarre?«

»Ich rauche nicht.«

»Ich auch nicht«, pflichtete er mir bei, holte dann aber ein Ding aus der Tasche, das wie ein Partywürstchen aussah. »Na und? Feinste Havanna – stinkt nach ollen Socken. Hat sie gesagt.« Er fand das offenbar komisch, denn er schüttelte sich dermaßen vor Lachen, dass er nicht einmal die Spitze von dem Ding abbeißen konnte, doch es war ein seltsam bitteres Lachen, das abrupt abbrach, als er die abgebissene Spitze ins Wasser spuckte. Dann folgte eine ausgedehnte, von Grimassen begleitete Pantomime zum Thema Zigarrenanzünden. Gar nicht so einfach bei diesem Sturmregen und in seinem Zustand. Er kam auf mich zugetorkelt. Ich machte mich steif, aber er wollte mich nur als Windschutz benutzen. Also lehnte ich mich wieder an das nasse Geländer und er kämpfte weiter.

Er war kleiner als ich, aber das sind die meisten Leute, selbst dann, wenn ich nicht in Stöckelschuhen durch dieses Jammertal hienieden schreite. Wegen meiner Größe habe ich schon lange keine Komplexe mehr. Als schlaksiger Teenager, damals, als ich nach Oxford kam, habe ich die aberwitzigsten Verrenkungen gemacht, um mich auf annehmbare einsfüfundsechzig zusammenzukrümmen. Das war einmal. Mir doch egal, wenn ich alle überrage wie ein Leuchtturm. Im Supermarkt hat es sogar einiges für sich. Aber manche Männer stört es schon. Richard ist natürlich exakt einsachtzig und mithin fast vier Zentimeter größer als ich. Einsachtzig steht in seinem Pass und im Spotlight, also

muss es ja stimmen – und dass ich ihm, wenn ich barfuß bin, auf den Scheitel gucken kann, ist reine Einbildung. Und nun raten Sie doch mal, warum meine Füße nicht an hochhackige Schuhe gewöhnt sind.

Aber was dem Fremden an Höhe fehlte, machte er an Breite wieder gut. Er war gebaut wie ein Panzer. Seine um das schwach glimmende Streichholz gewölbten Hände waren tellergroß. Auf dem einen behaarten Handgelenk erkannte ich im flackernden Lichtschein eine Tätowierung. Irgendeinen Vogel.

Endlich glühte der Zeppelin am vorderen Ende knisternd auf und erwachte zum Leben. »So«, sagte er sichtlich zufrieden, paffte unbeholfen und musste zwischendurch immer wieder tüchtig husten.

Ich überlegte, ob er vielleicht ein Penner war. Davon gab es in Oxford jede Menge, schon damals, als ich hier studiert habe, und in diesen krisengeschüttelten Zeiten waren es wahrscheinlich noch mehr geworden. Sein Anorak starrte vor Dreck, er war unrasiert und hatte eine Boxernase. Seine schwarzgrauen Locken waren kurz und seine Haut kam mir ungewöhnlich dunkel vor. Fremdländisch, wie er gesagt hatte.

»Also, was ist los mit Ihnen?«, fragte er plötzlich scharf.

»Wie bitte?«

»Samstagabend«, sagte er. »Sie hier. Im strömenden Regen auf der Brücke. Und aussehn tun Sie wie's heulende Elend.«

Und unterhalte mich obendrein mit einem betrunkenen Penner.

»Mir fehlt nichts«, entgegnete ich schnippisch. Und stieß mich von der Brücke ab, richtete mich zu voller Größe auf, schüttelte mir kurz den Regen aus dem Haar und machte einen halben Schritt in Richtung Innenstadt. Mein Absatz blieb zwischen den Pflastersteinen stecken, ich stolperte. Der Penner streckte mir seinen fleischigen Arm entgegen.

»Reich mir die Hand, mein Leben ...«, schmetterte er mit der wollüstigen Inbrunst eines Caféhausbaritons und grapschte nach meiner Hand.

»Halten Sie den Mund«, zischte ich und hielt mich an ihm fest, aber nur, weil ich meinen Absatz rausziehen musste. »Die Leute gucken schon.«

Auf der anderen Seite der Brücke führte ein Mann seinen Hund aus. Er sah nicht mal rüber. Seine hochgezogenen Schultern verrieten, dass Penner, die plötzlich anfangen, Opernarien zu singen, auf diesem erhabenen Pflaster keine Seltenheit waren.

»Na hörn Sie mal, das ist Don Giovanni«, sagte der Penner gekränkt.

»Das ist mir bekannt«, blaffte ich (schon wieder geschwindelt) und drehte verzweifelt den Fuß hin und her.

»Wie eiskalt ist dies Händchen ...«, trällerte mein Begleiter, mühelos den Komponisten wechselnd. In seinen riesigen Pranken sah meine Hand tatsächlich sehr winzig aus. Im nächsten Moment würde er sie küssen.

»So kalt ja nun auch wieder nicht«, sagte ich, entriss sie ihm und konnte mir nicht verkneifen, mit affektiertem Grinsen hinzuzufügen: »Ja, und mir ist auch bekannt, dass das La Bohème ist.«

Der Gesang verläpperte sich in einer abgewürgten Steigung. »Zu hoch für mich«, sagte er. Und dann: »Pardon. Blau wie Sau. Sie haben ja recht. Gehn Sie weg, kümmern Sie

sich nicht um mich.«

Es ist absurd, aber damit hatte er mich natürlich so weit, dass ich blieb. Außerdem, ich war einsam, ich mag Puccini, und wo zum Teufel hätte ich denn hingehen sollen? Also lehnte ich unversehens wieder am Brückengeländer.

Es wurde dunkel, Magdalen Tower leuchtete pfirsichfarben im Scheinwerferlicht und die Kugellampentrauben entlang der Brücke spiegelten sich als weiß schimmernde Kreise auf den nassen Pflastersteinen. Richtig hübsch. Voll Wehmut dachte ich daran zurück, wie ich früher so manches Mal bis zum Morgengrauen auf dieser Brücke gestanden und über das Leben, den Sinn der Kunst und Dispokredite debattiert hatte.

»Ekelhaft«, sagte der Penner und zog noch einmal an seiner Zigarre. Dann schleuderte er den Stumpfen in hohem Bogen ins Wasser.

»Wieso rauchen Sie denn dann?«

Er tippte sich mit seinem knubbligen Zeigefinger an die Boxernase und sagte leicht schielend und mit Kennermiene: »Täglich 'ne Havanna paffen, tut dir die Braut vom Halse schaffen ...«

»Kein Wunder, dass es heißt, Rauchen ist schädlich«, stichelte ich ziemlich geistreich, wie ich fand, aber er sah mich nur kummervoll an und schüttelte den Kopf.

»Wissen Sie, wo die ist? Spanien. War ich gestern Abend auch noch. Hab im Mondschein am Mittelmeer gegessen. Im Drink klimpernde Eiswürfel und die Zehen im plätschernden Pool. Von Rechts wegen müsst ich da immer noch sein. Und wo bin ich?« Er sah hinauf zum düsteren Himmel. »Noch dazu nach zehn Stunden schweißtreibender Arbeit. Ein Hundeleben. Kein Wunder, dass ich betrunken bin.«

»Tja, und ich«, sagte ich, um mich nicht ausstechen zu lassen, »hätte den heutigen Abend auf dem Wasser verbringen und mit Champagner auf meinen Geburtstag anstoßen sollen.«

»Herzlichen Glückwunsch.«

»Ist das etwa ein Glück, wenn man dreißig wird?«

»Quatsch.« Er musste rülpsen und versuchte vergeblich, es als Husten zu kaschieren.

»Ich bin fast vierzig.«

»Bei Männern ist das was anderes.«

»O Gott, hörn Sie bloß auf«, stöhnte er. »Bitte.«

»Womit denn?«

»Frauen – Alter. Biologische Uhr. Der Wettlauf mit Mutter Natur und so 'n Scheiß ...«

»Darum geht's doch gar nicht«, sagte ich. »Ich bin einen Tag älter als gestern. Wenn ich weiter keine Sorgen hätte.« Ich sah nach unten, aber jetzt waren das Wasser und die Stechkähne kaum noch zu erkennen. Nur die glitzernden Spiegelungen der Lampen.

»Wissen Sie, wir wollten uns heute nämlich einen Stechkahn mieten«, seufzte ich.

»Picknick machen. Ich hab extra einen Picknickkorb gekauft. Echt Weide, mit blauen Tellern aus Porzellan und einer karierten Decke. Es hätte alles so nett werden können.«

»Aber doch nicht bei dem Wetter. War schon richtig, dass Sie's abgeblasen haben.«

Ich blickte auf. »Das Wetter war nicht der Grund«, sagte ich.

»Nicht?«

Das Fremder-in-der-Eisenbahn-Syndrom. Ich habe noch nie gern über meine Probleme

geredet, nicht einmal mit guten Freunden, und jetzt stand ich da und plapperte die ganze traurige Geschichte raus. Kotzte sie aus, besser gesagt. Lauter Gift und Galle.

»Das Problem war die Honourable Helena.« Ich hauchte die beiden H in der affektierten Manier, an der man die »feine Gesellschaft« erkennt.

»Was?«

»Die Gattin.«

»Ach so«, sagte er und dozierte dann mit der Miene eines Kindes, das die Sprüche der Erwachsenen nachplappert: »Wer mit dem Feuer spielt, darf nicht jammern, wenn er sich verbrennt.«

»Sie kokeln wohl auch ganz gern mal?«, fragte ich spitz.

»Ich hab meine Lektion gelernt«, sagte er. »Ist wohl dahintergekommen? Die Gattin.«

»Nicht, dass ich wüsste«, erwiderte ich verkniffen. »Ganz bestimmt nicht. Das Problem ist, mein Freund Richard scheint in den letzten Tagen einen unerklärlichen Anfall von Familiensinn erlitten zu haben. Einen Anfall, dem er erlegen ist.«

Ich hatte den heutigen Tag seit Wochen vorbereitet. Bekanntlich sind Geburtstage, Weihnachten und dergleichen nicht gerade ein Vergnügen für die ANDERE. Sie muss darauf gefasst sein, dass sie an Fest- und Feiertagen allein ist. Ich war bis dahin immer der Ansicht gewesen, dass andere ANDERE diese Anlässe nicht fantasievoll genug planen. Die alljährliche Einladung meines alten Colleges, die in den vergangenen Jahren stets direkt in den Papierkorb gewandert war, hatte mich diesmal dazu inspiriert, alles strategisch meisterhaft vorzubereiten.

Sehen Sie, ich wusste, dass Richards verwitwete Schwiegermutter in Oxfordshire wohnte. An jedem freien Samstag und Sonntag befahl seine Hon. Hel. ihn dorthin, was mich rasend machte.

Anfangs hatte ich mir kultivierte Wochenenden in ländlicher Wolle ausgemalt, müzenschirmtippende Dorftrottel und Berge von erlegten Moorhühnern. Wie ich hörte – aber natürlich nicht von Richard –, verdanken die ihren Adelstitel der Labour Party und besitzen ihn gerade mal seit vierzig Jahren. Allerdings musste selbst Richard (der, wie ein bissiger Freund einmal sagte, sein Hon. sogar auf die Milchrechnung setzen würde) einräumen, dass ein altehrwürdiger Herrrensitz nicht existiert; es gibt lediglich eine zwischen den beiden Kriegen gebaute Bruchbude mit vier Schlafzimmern. Bescheiden, aber runtergewirtschaftet. Und je länger ich ihn kannte, desto giftiger wurden seine Klagen über das entbehnungsreiche Leben im Hause der Lady Schwiegermama: kalte Badezimmer, Dosensuppe, zweimal aufgebrühte Teebeutel. Der Neuadel ist auch nicht mehr das, was er mal war.

Also (hatte ich listig vorgeschlagen), wenn du schon unbedingt an meinem Geburtstagswochenende dahin musst, kannst du nicht für den einen Tag rübergerutscht kommen nach Oxford? Lässt die Familie samt Mehrwegteebeuteln einfach mal sitzen und vergnügt dich mit mir bei einem himmlischen Lunch auf dem Fluss? Und ich zeige dir die Lieblingsplätze meiner Jugend? Und, ja, Richard fand die Idee absolut fabelhaft ...

»Bis zum Montagabend«, sagte ich bitter zu dem Penner. »Da lädt er mich aus heiterem Himmel zum Essen ein. Und als gerade der Kaffee serviert ist, sagte er plötzlich,

es geht nicht. Ich dachte, er meint mein Geburtstagspicknick. Aber nein, es stellt sich heraus, er meint die ganze Chose. Das mit uns beiden. Finito.«

»Und wieso?«, fragte der Penner.

Ein Herde Kinder in Abendklamotten zog Schirme schwenkend und hysterisch gackernd an uns vorbei. Einer versuchte sich im Steppen und dubidute lauthals eine bekannte Weise. Singing in the Rain. Was sonst?

»Das frage ich Sie«, antwortete ich säuerlich. »Ich weiß es bis heute nicht.«

Das Gespräch mit Richard fiel mir wieder ein, wortwörtlich, ich hörte es wie durch eine scheußliche, klebrige Nebelwand. »Glaub mir«, hatte Richard gesagt, »ich bete dich noch genauso an wie immer. Aber ...«

»Aber was?«, hatte ich gefaucht.

»Nun ja ... Helena«, hatte er genuschelt und dabei wie besessen in seinem Kaffee gerührt. »Angenommen, sie kriegt es raus? Was soll mit den Jungs werden?«

Ich erinnerte ihn daran, dass er seine Gattin und die beiden Söhne schließlich nicht erst seit gestern hatte, und er erklärte mir, irgendwann müsse der Mann eben seine egoistischen Bedürfnisse hintanstellen und an die Familie denken, bla-bla, an die Zukunft, bla, und wo doch Helenas Mutter jetzt so krank sei ...

Seine Schwiegermama? Was war denn das plötzlich für ein Handlungsstrang? Jetzt hatte ich doch glatt den Faden verloren.

»Du kannst mir glauben«, sprach er weiter, »ich leide darunter mehr als ...«

Wirklich. Das hat er wirklich und wahrhaftig gesagt.

Aber ich hatte nur auf die schwarzen Blasen gestarrt, die sich in seiner Tasse drehten, und mich gewundert, wieso mein Magen sich mitzudrehen schien. Immer rundherum. Aber nicht, weil Richard mir ein ums andere Mal seine unsterbliche Ergebenheit beteuerte, sondern ...

»Ich nehme an, der Meeresfrüchte-Cocktail«, sagte ich zu dem Penner.

»Vergammelte Muscheln?« Er schüttelte den Kopf. »Sehr unschön.«

»Schrecklich«, pflichtete ich ihm lebhaft bei. »In meinen Eingeweiden war ein Seegang wie auf dem Ärmelkanal. Man kann unmöglich die große Liebesszene spielen, wenn es einen alle zehn Minuten aufs Klo treibt. Ich musste schleunigst mit einem Taxi heimfahren – aber so billig kommt er mir nicht davon. Er hat mir versprechen müssen, dass er morgen Nachmittag bei mir erscheint. Jetzt, wo ich mich wieder wie ein Mensch fühle, werde ich schon rauskriegen, was das ganze Theater eigentlich soll. Wirklich wahr«, fügte ich hinzu, »Sie können sich nicht vorstellen, wie elend mir war. Ich hab die ganze Woche nichts Richtiges gegessen.«

Das schien ihm viel mehr zu Herzen zu gehen als die traurige Geschichte vom Ende meiner Affäre. »Ist ja entsetzlich«, sagte er. »Komm mit, Süße, ich geb dir was zu futtern.«

Ich machte mich steif und bedauerte schon, so offenherzig gewesen zu sein. »Danke, ich hab keinen Hunger.«

Er darauf: »Ehrlich gesagt, ich glaub, ich krieg auch nix runter. Woran man sehen kann, wie schlimm es steht.«

Die Turmuhr schlug mit schwerfälliger Melodik dreiviertel. Ihr Klang erinnerte mich

lebhaft an die endlosen Nächte, in denen ich über Referaten gebrüht hatte. Und er erinnerte mich daran, dass es Zeit war, diese bizarre Unterhaltung abubrechen und ins College zurückzukehren. Ich dachte an den Fußweg und mir sank der Mut. Also trippelte ich, bei jedem Schritt vor Schmerzen zusammenzuckend, bis vor an die Bordsteinkante. Ich beschloss, ein Taxi zu nehmen. Immer dasselbe. Je größer die Ebbe in meinem Portemonnaie, desto mehr gebe ich aus. In Zeiten des Überflusses bin ich berüchtigt für meinen Geiz.

»Und Sie meinen, Sie haben Probleme ...«, fing der Penner wieder an und kam zu mir rübergeschlendert, aber ich beachtete ihn nicht. Ich hielt mich schwankend auf der Bordsteinkante und hielt Ausschau. Ein LKW rumpelte vorbei und spritzte mich voll. Ich fluchte leise vor mich hin.

»Was soll ich denn da sagen?«, fuhr er fort. »Bis Weihnachten bin ich pleite, meint Al.«

»Weihnachten«, schnob ich, entschlossen, mein Elendsmonopol zu verteidigen. »Da sind Sie aber fein raus. Bei mir hat der Geldautomat heute schon die Karte wieder ausgespuckt.«

»Mein bestes Stück hat mich sitzen lassen und will heiraten«, lamentierte er weiter.

»Na und, meins ist schon verheiratet.«

»Doch nicht so«, sagte er und kämpfte mit einem Schluckauf. »Geschäftlich.«

»Al?«

Er sah mich an, als ob ich nicht alle Tassen im Schrank hätte. »Al ist die Freundin«, sagte er und fügte dann kopfschüttelnd hinzu: »Ich meine, war. Früher. Vor langer Zeit. Ich rede von Bunny. Der beste Partner, den man sich wünschen kann, und jetzt haut er ab und heiratet. Ausgerechnet jetzt.« Er sah aus, als ob er jeden Moment in hochprozentige Tränen ausbrechen würde. »Ich schaff das doch nicht allein«, seufzte er. »Ich krieg doch den Laden nicht in Schwung ohne Bunny.«

»Und ich«, hielt ich dagegen, »habe seit vier Monaten keine einzige Rolle mehr angeboten bekommen.«

»Der hat doch immer die tollen Verkaufsideen gehabt. Und jetzt haut er einfach ab.«

»Der Mietvertrag für meine Wohnung läuft in vierzehn Tagen aus und eine neue kann ich mir nicht leisten.«

»Und wo geht er hin? Ausgerechnet nach Neuseeland. Hätte er sich nicht in eine aus Newbury verlieben können?«

»Jetzt werde ich auch noch obdachlos«, fuhr ich fort. »Arbeits- und männerlos bin ich ja schon.«

Er funkelte mich trunken an. »Ich musste drei Tage früher aus dem Urlaub zurück. Wegen der Arbeit. Auch noch mit 'ner Linienmaschine. War sauteuer.«

»Urlaub?«, trompetete ich. »Ich hab seit Jahren keinen Urlaub gehabt. Und obendrein«, ich ließ mit grimmigem Triumph den Knüller steigen, »ist mir heute Morgen mein Kanarienvogel gestorben.«

»Ach du Scheiße«, sagte er mitfühlend – und fing an zu lachen.

Ich muss gestehen, er hatte eine wunderbare Lache. Dieses fruchtig-pralle, ungehemmte Gurgeln aus allen Rohren; jeder Sitcom-Produzent hätte sich die Finger danach geleck, so eine Lache im Publikum zu haben.

»Das ist überhaupt nicht zum Lachen«, stieß ich hervor. Und lachte. Ich hatte das Tuch vom Käfig gezogen und da lag Ringo unten und hatte die Krallen von sich gestreckt und die Augen zu. Was macht man mitten in London in einer Wohnung im dritten Stock mit einem toten Kanarienvogel? Es ist so herzlos, ihn einfach in den Mülleimer zu werfen. Aber im Blumentopf begraben kann man ihn auch nicht. Oder auf dem Gasherd einäschern. Einen Moment lang kam mir, ehrlich gesagt, der Gedanke, ihn fein säuberlich in einen Karton zu tun, Packpapier drumzuwickeln und ihn an Richard Prescott zu schicken. Mich also exakt so zu verhalten, wie man es von der (abgelegten) ANDEREN erwartet. Aber dann hab ich das Vieh in eine braune (biologisch abbaubare) Papiertüte gesteckt und es hinter St Mark's in den Komposthaufen vom Küster gestopft. Asche zu Asche, Staub zu Staub. Eine wunderbar grüne Lösung.

»Geben Sie Ihre Hand noch mal her«, sagte der Penner. »Wir springen zusammen von der Brücke. Doppelselbstmord.«

Ich griff nicht nach seiner ausgestreckten Hand, aber ich lächelte ihn an. Langsam wurde ich mit ihm warm, gewissermaßen wider Willen.

»Soll ich Ihnen mal was sagen«, eröffnete er mir mit der Miene eines Mannes, der großmütig eine Niederlage eingesteht, »der Urlaub war eine einzige Katastrophe. Ich war richtig erleichtert, wie ich den Anruf gekriegt hab in Spanien, dass die halbe Belegschaft mit Sommergrippe darniederliegt. Ich bin auf dem schnellsten Weg zum Flughafen.«

»Eigentlich«, sagte ich, um mich nicht übertrumpfen zu lassen, »hab ich den Kanarienvogel ja nie besonders gemocht.«

Aber ohne sein saublödes Gesinge und sein dauerndes Gitterrasseln war die Wohnung so totenstill, dass ich mich einfach ins Auto setzen musste und doch noch nach Oxford gefahren bin, auch ohne Richard und ohne Picknick. Das war voreilig. Ein Fehler.

Abermals kam ein Wagen vorbeigespritzt, aber diesmal war ich schneller und sprang beiseite. Als ich meine Habachtstellung wieder eingenommen hatte, zwinkerte der Penner eulenhaft und fragte, was ich eigentlich suchte.

»Ein Taxi«, antwortete ich.

»Bei dem Wetter? Samstagnacht?«

»Ich bin Optimist«, sagte ich, drehte mich um, stöckelte entschlossen los und behielt die Straße unentwegt im Blick, als könnte ich durch heftiges Ausschauhalten ein Taxi herbeilocken.

»Ist ja witzig. Ich auch«, sagte er und kam mir wie ein Hündchen hinterhergestolpert. »Ich bin auch Optimist, meine ich. Vielleicht sind wir füreinander bestimmt. Dass wir unsere Probleme gemeinsam auf die Reihe kriegen. Schicksal.« Ich registrierte entsetzt, dass seine Stimme klang, als ob er gleich wieder anfangen wollte zu singen. Ich drehte mich um und funkelte ihn an, und er machte augenblicklich den Mund zu und starrte zurück. Wir standen unter der letzten verschnörkelten Laterne am Ende der Brücke.

»Hoppla«, sagte er und blinzelte dabei wie jemand, der eine Erscheinung hat, »hab ich Sie nicht schon mal irgendwo gesehn?«

Verfluchter Mist, dachte ich. Auch das noch.